

Kontinuität. *Monica Hanna* belegt diese Argumentationsstrategie mit einem Zitat von Hermann Parzinger und widerlegt sie gleich mit zahlreichen Beispielen aus der antiken ebenso wie der gegenwärtigen ägyptischen Vernakularkultur sowie deren Verbindungen zur abendländischen Ikonographie, etwa zwischen der *Isis lactans* und Mariendarstellungen mit Kind. Freilich bleibt hier offen, ob und wie dies in ein Museums-Narrativ übersetzt werden kann. Diese Frage ist zentral, wenn *Mirjam Shatana* in den Schicksalen der Werke des Malers Jean Baptiste Vanmour (17./18. Jh.) im Amsterdamer Rijksmuseum nachgeht. Vanmour lebte weitgehend am Hof in Istanbul und stellte „Szenen aus dem Osmanischen Reich“ dar (II: 125). Den Arbeiten wurde kein großer künstlerischer Wert beigemessen, aber die Form ihrer Integration in das Museums-Narrativ entsprach sehr genau den wechselnden Zuschreibungen, mit denen Zeugnisse islamischer Kultur belegt wurden – von der Einordnung als „primitiv“ im 19. Jahrhundert bis zur Präsentation als Symbol der Integration türkischer Einwander*innen. Ferner hinterfragt *Suzana Milevska* die bombastischen Denkmalinszenierungen in der nordmazedonischen Hauptstadt Skopje. *Andrea Witcomb* geht unterschiedlichen Versuchen nach, die Einwanderungsgeschichte australischer Stadtviertel im Museum darzustellen. Die Schwierigkeiten, nationale Identitätskonstruktionen im Museum zu vermitteln, werden schließlich überdeutlich in den Versuchen, Indigenität in Guatemala darzustellen, wo „die Vorstellung von der Nation und dem Staat als private *finca* der *criollos/os*“ (217) noch keineswegs überwunden ist. Neben staatlichen Anstrengungen zur Integration von „Mayaheit“ in die nationale Erzählung anlässlich der 200-Jahrfeier der Unabhängigkeit 2021 stehen die Adaption der Replika einer Maya-Pyramide in einem Erholungspark oder an Maya-Keramik orientierte Plastiktassen, die mit anderen Objekten in einer privaten Sammlung präsentiert werden. Diese als offene, ständig ergänzte Sammlung konzipierte Initiative soll helfen, die erst kurz zurückliegende genozidale Gewalt gegen Indigene zu bearbeiten, und bildet damit einen Kontrapunkt zum Museum als nationale Veranstaltung.

Reinhart Kößler

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v43i1.18>

Henning Melber & Kristin Platt (Hg.): *Koloniale Vergangenheit – postkoloniale Zukunft? Die deutsch-namibischen Beziehungen neu denken*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel 2022, 256 Seiten

Mit der vorläufigen Unterzeichnung des sogenannten Versöhnungsabkommens zwischen der BRD und der Republik Namibia im Mai 2021 schienen die Auseinandersetzungen um den Umgang mit den Folgen Deutschlands kolonialer Gewalt in Namibia einen Abschluss gefunden zu haben. Das vorläufige Ende der zwischenstaatlichen Verhandlungen war der Ausgangspunkt für den von *Henning Melber & Kristin Platt* herausgegebenen Sammelband. Das Buch stellt neben wissenschaftlich fundierten Einführungs- und Überblicksartikeln sowohl einen Fächer der Positionen zum Verhandlungsprozess und zu den deutsch-namibischen Beziehungen als auch ein Archiv der Gegenwart mit dem Abdruck von vier Auszügen parlamentarischer

Reden aus dem namibischen Parlament und den Positionen der deutschen Regierung (*Ruprecht Polenz*) sowie der in Bezug auf den Genozid in Namibia engagiertesten Oppositionspartei Die Linke (*Sevim Dağdelen*) dar. Glücklicherweise fanden geschichtsrevisionistische Positionen keinen Platz, aber leider fehlen Beiträge von zivilgesellschaftlichen Gruppen aus Namibia und Deutschland.

Anders als der Untertitel suggeriert, geht es in dem Band nicht nur um die deutsch-namibischen Beziehungen, sondern auch um innernamibische Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Akteur:innen und Bevölkerungsgruppen. Die Beiträge verdeutlichen, dass das Abkommen, welches die Genozide an Nama und Ovaherero zwar politisch und moralisch anerkennt, aber juristische Konsequenzen ausschließt, ein zweischneidiges Schwert ist: Es kann der Anstoß zu tatsächlicher Aufarbeitung der Kolonialverbrechen und Aussöhnung darstellen, es kann aber ebenso gut den Ausschluss der direkt von den Folgen der Genozide betroffenen Bevölkerungsgruppen manifestieren und Öl ins schwelende Feuer innernamibischer Auseinandersetzungen gießen.

Das Buch gliedert sich in drei Teile. Der erste umfasst theoretische Überlegungen über Kernkonzepte wie Gedenken, Erinnern und Trauma (*Kristin Platt*) sowie einen Überblicksartikel zur Frage, wie zu erklären ist, dass es trotz umfassend vorhandenem Wissens über den Genozid 110 Jahre dauerte, bis sich die deutsche Regierung das erste Mal ernsthaft den Fakten stellte (*Henning Melber*). Des Weiteren werden die innerdeutschen parlamentarischen und Regierungsäußerungen nachgezeichnet und dahingehend gedeutet, dass es deren Konstante sei, die Handlungsmacht der BRD über die Bewertung der – und den Umgang mit den – deutschen Kolonialverbrechen und damit weiße Überlegenheit aufrechtzuerhalten (*Medardus Brehl*). Platt problematisiert staatlich sanktionierte und organisierte Gedenkkultur, denn in diesen spielten Täterperspektiven und -interessen die Hauptrolle: Das Geschehene sei bekannt sowie vorbei und damit erinner- und abschließbar (s. als empirischen Beleg dafür den Beitrag von Ruprecht Polenz). Sie plädiert dafür, die Perspektive der Überlebenden ins Zentrum zu rücken, denen es nicht um Gedenken und schon gar nicht um Abschluss gehe, sondern um situationsbezogene Erinnerung als „sozialen Prozess, der innergemeinschaftlich die Möglichkeit eröffnet, Erfahrungen weiterzugeben, in neue Formen und Erzählungen zu überführen und damit zu bewahren“ (21). Es gehe also darum, den Ereignissen aus der Vergangenheit immer wieder neu Bedeutung für die Gegenwart zuzumessen. Staatliche Gedenkpolitik zielt hingegen auf Eindeutigkeit, für die das dynamische Erinnern der Betroffenen eine Bedrohung darstelle.

Der zweite Teil des Bandes versammelt vornehmlich Perspektiven aus Deutschland zum Umgang mit Kolonialismus im Allgemeinen und den kolonialen Verbrechen gegen die Menschlichkeit in Namibia im Besonderen. Die Beiträge reichen vom Vergleich mit anderen Kolonialmächten (*Dominic Johnson*), über Reflektionen über/aus institutionelle/n Kontexte/n (*Carola Lentz*, Goethe-Institut; *Olaf Zimmermann*, deutscher Kulturrat), über Gedanken von *Uwe Timm* zum Entstehungskontext und den Nachwirkungen seines für die Debatten in Deutschland und Namibia so wichtigen Romans *Morenga*, über die erwähnten Beiträge von Polenz und Dağdelen bis hin zu

Allgemeinplätzen über den Umgang mit kolonialer Vergangenheit (*Albert Gouaffo; Julia Böcker*). Abgeschlossen wird dieser Teil mit dem einzigen literarisch-künstlerischen Beitrag (*Adetoun & Michael Küppers-Adebisi*): eine *tour de force* durch Jahrhunderte deutscher Kolonial- und Rassismusgeschichte – reflektiert vor der Geschichte von antirassistischem Aktivismus und der Rolle der Autor:innen darin. Der Text erschloss sich mir zunächst schwerlich, entfaltete dann aber nach einigen Seiten einen Sogeffekt. So vermittelt es eindrücklich und oft bissig die Allgegenwart und das Erdrückende von deutschem Kolonialismus und Rassismen (neben Kolonialrassismus auch Antiziganismus, Antisemitismus und antimuslimischer Rassismus).

Für deutschsprachige Leser:innen besonders spannend ist der dritte Teil des Buches, denn er bietet Einblicke in die Bandbreite der namibischen Auseinandersetzungen – von innerfamiliären Aufarbeitungen der Auswirkungen von Rassismus, Segregation und Trauma bis hin zu parlamentarischen Debatten nach der Unterzeichnung des Versöhnungsabkommens. Von Seiten der Überlebenden wird seit langem die Notwendigkeit betont, die Auswirkungen der kolonialen Verbrechen für die Gegenwart ernst zu nehmen. Hier reiht sich der Auszug aus *Uzuvvara Katjivenas* Buch über die Auseinandersetzung mit seiner Großmutter ein, die die Ermordung der Eltern und Großeltern, Zwangsarbeit und permanente Erniedrigung und sexuelle Gewaltdrohung während des Genozids an Ovaherero überlebt hat. *Jephta Nghuherimo* kritisiert, dass „die namibische Regierung so etwas wie ein Vertreter der deutschen Regierung geworden [ist], wenn es darum geht, die Stimmen des Widerstands zu unterdrücken“ (176), und *Rakkel Andreas* fordert als Oshiwambo sprechende Namibierin inner-namibische Solidarität mit den vom Genozid betroffenen Gemeinschaften.

Oftmals kritisieren Überlebende, es gebe zwar in der BRD eine kritische Auseinandersetzung, von deutsch-namibischer Seite sei allerdings wenig Konstruktives zu hören. Deswegen sind die Beiträge von *Horst Kleinschmidt, Dag Henrichsen, Stefan Mühr, Erika von Wietersheim* und *Sylvia Schlettwein* begrüßenswert. Hier werden auch die Nachwirkungen von Kolonialverbrechen für die Nachfahren der Täter:innen angesprochen: „Verleugnung, Unwahrheit oder eine verharmlosende Scheinverpackung der Untaten“, die im Wege stünden, wenn es darum gehe, die eigene Menschlichkeit zurückzugewinnen (Kleinschmidt: 184). Mühr legt den Schwerpunkt auf Einebnung des auf Kolonialismus, Genozid und Apartheid zurückzuführenden ökonomischen Ungleichgewichts. Erika von Wietersheim warnt hingegen vor einer Re-Ethnisierung und Spaltung Namibias durch die Auseinandersetzung um das Versöhnungsabkommen. Die Kolonialfamiliengeschichten stellen – ebenso wie die Thematisierung der Herrschaft der Deutschen („Ovandoitji“) im Liedgut der Ovaherero – nach Dag Henrichsen wichtige Archive dar, die es nach Leerstellen – woher kamen die (Zwangs-)Hausangestellten? – und alternativen Geschichten zu befragen gilt. In diesen namibischen Beiträgen wird auch deutlich, dass die rassialisierte und ethnisierte sowie von ökonomischer Ungleichheit bestimmte Gegenwart Namibia nicht ohne die Jahrzehnte der Besatzung durch Apartheid-Südafrika zu verstehen sind. Zudem wird betont, es fehle Namibia-Deutschen auch an Auseinandersetzung mit nationalsozialistischen Kontinuitäten (z.B. von Wietersheim: 212). Passend zu den deutsch-namibischen Reflektionen weist *Naita Hishoono* auf ein massives

Ungleichgewicht hin: Die Nachkommen von Deutschen in Namibia werden als Teil der Gesellschaft anerkannt, wohingegen Namibier:innen in Deutschland jedoch nicht: Ihnen wird nicht nur Respekt verweigert, sondern sie werden sogar abgeschoben, und das, obwohl sie nicht wie die Vorfahren vieler Deutscher in Namibia aus gewalttätigen Motivationen wie Landraub, Unterdrückung und Mord migriert sind und teilweise auch vor dem südafrikanischen Kolonialregime geflohen sind.

Die Herausgeber:innen führen ein, bieten einen Ausblick, aber ordnen die Beiträge nicht ein. Damit erreichen sie ihr im Klappentext expliziertes Ziel, „die Bandbreite der Meinungen und Versuche zur Bearbeitung der kolonialen Hinterlassenschaften“ zu dokumentieren, um darüber zu Verständigung zu kommen – statt diese Schritte zu überspringen und zu meinen, man könne gleich zur Versöhnung schreiten. Gleichzeitig wäre es meines Erachtens hilfreich gewesen, die Beiträge zu kontextualisieren und auch offenzulegen, aus welchem Grund die vertretenen Autor:innen angefragt wurden und warum andere Stimmen, etwa zivilgesellschaftliche Initiativen, fehlen. So bleibt beispielsweise unklar, gegen wen sich *Carola Lentz*‘ Kritik an einer angeblich vorherrschenden manichäischen Täter-Opfer-Dichotomie richtet und warum es nicht möglich sei, sowohl Täter- als auch Opfergesellschaften klar zu benennen als auch Differenzierung, Ambivalenzen und Uneindeutigkeiten zu thematisieren. In der politischen wie wissenschaftlichen Aufarbeitung ist zudem so lange ein strategischer Essenzialismus nicht fehl am Platz, wie Kolonialismus nicht umfassend diskreditiert ist. Ob es jemals zu der dafür notwendigen „vorurteilsfreien, schonungslosen Aufarbeitung“ (91) kommen wird, bezweifelt *Dominic Johnson*, denn es würde sowohl die Selbstgewissheiten der ehemals kolonisierenden wie auch der ehemals kolonisierten Staaten in den Grundfesten verunsichern. In Bezug auf *Olaf Zimmermanns* Beitrag ist nicht ersichtlich, warum es notwendig ist, kolonialen Genozid und Holocaust zu hierarchisieren – für die Argumentation spielt es keine Rolle, es kann also nur um die Priorisierung weiß-deutscher Perspektiven gehen, die einer Verständigung zwischen Globalem Norden und Globalem Süden im Weg stehen. Das Titelbild, in dem sich Vertreter:innen von Nama und Ovaherero-Initiativen am Holocaustmahnmal in Berlin austauschen und ausruhen, weist hingegen auf die Möglichkeit hin, dass dominante bundesdeutsche Selbstverständnisse aus der Perspektive von Marginalisierten hinterfragt werden können, „[d]enn die Erinnerung an die Geschichte kolonialer Gewalt liegt in der Zukunft“ (Platt: 39).

Daniel Bendix

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v43i1.19>

Alexander E. Davis, Vineet Thakur & Peter Vale: *The Imperial Discipline. Race and the Founding of International Relations*. London: Pluto Press 2020, 197 Seiten (<https://doi.org/10.2307/j.ctv19m618r>)

Die ideologische Formation „Rasse“ ist eng mit der Vormachtstellung des europäischen Kolonialismus verbunden. Mit dem Aufkommen des modernen biologistischen Rassismus Mitte des 19. Jahrhunderts wurden Theorien zur „Rassentrennung“ populärer. Wissenschaftliche Aushandlungen sollten belegen, dass biologisch gesehen